

„Wissenschaft ist oft unnahbar“

Forscher sollten das breite Publikum ernster nehmen, meint Peter Weingart

Wissenschaft aus dem Elfenbeinturm zu holen – das ist das Ziel der „Wissenschaftsjahre“, die seit 2000 auf Initiative des Bundesministeriums für Bildung und Forschung stattfinden. 2008 wurde zum „Jahr der Mathematik“ ausgerufen. Der Soziologe Peter Weingart bezweifelt jedoch den Nutzen dieser groß angelegten Werbeveranstaltungen.

Frage: Die „Wissenschaftsjahre“ wollen einen Dialog von Wissenschaftlern mit der breiten Öffentlichkeit herstellen. Klappt das auch – kriegt man die bisher nicht Interessierten?

Peter Weingart: Nein. Man erreicht vielleicht einige wenige von denen, die bisher keine Berührung mit der Wissenschaft hatten. Das liegt auch daran, dass die Adressierung der „Wissenschaftsjahre“ vollkommen unspezifisch ist. Im Übrigen werden die „Wissenschaftsjahre“ regelmäßig evaluiert. Dabei wird jedes Mal bemängelt, dass es keine klare Definition gibt, wen man eigentlich erreichen will. Der Erfolg dieser Großveranstaltungen ist deswegen auch nicht messbar.

Lohnt dann der Aufwand und das viele Geld?

Ein Aufwand von jährlich fünf oder sieben Millionen Euro ist sicher nicht gerechtfertigt. Was mich besonders ärgert an den „Wissenschaftsjahren“: Man weiß seit Langem, dass wir ein Nachwuchsproblem haben. Schon jetzt gibt es einen Fehlbedarf von etwa 20.000 Ingenieuren in Deutschland, und dieses Problem wird sich in einigen Jahren deutlich verschärfen. Hinzu kommt, dass die naturwissenschaftliche Lehre an deutschen Hochschulen längst nicht mehr die Qualität hat wie in den 1970er Jahren. Wir hinken hinterher, Pisa ist da nur die Spitze des Eisbergs. Eine Aktion wie die „Wissenschaftsjahre“ interpretiere ich da als Nichtstun. Das Problem wird weiter vor sich hergeschoben: Es wird PR für die Wissenschaft gemacht, aber das löst nicht unser Nachwuchsproblem.

Wo wäre das Geld sinnvoller angelegt?

Natürlich sind sieben Millionen Euro – so viel kostet das Jahr der Mathematik – im Wissenschaftsbetrieb nur Peanuts. Aber viele gute Projekte wie das Nat-Working-Programm der Bosch-Stiftung oder die Kinder-Unis leiden unter Geldmangel. Hier wäre das Geld sinnvoll angelegt. Die Wissenschaftspolitik sollte auf Projekte wie diese zugehen,

sich die wirklich nachhaltigen aussuchen und dort mit einer Förderung ansetzen. Immerhin, es gibt im aktuellen „Jahr der Mathematik“ viele Schulprojekte. Dieser Ansatz, Projekte in kleinem Rahmen zu fördern, ist ein Schritt in die richtige Richtung.

Vermittlung von Wissenschaft ist ein Thema, das nicht nur in Deutschland von Bedeutung ist. Was machen andere Länder anders und besser?

Am wirkungsvollsten gelingt die Vermittlung von Wissenschaft sicherlich in Großbritannien. Dort wird schon länger – seit den 1960er Jahren – und umfassender dazu geforscht. Science Research Units an den Unis sind eine Selbstverständlichkeit. Da ist Deutschland im Vergleich abgeschlagen. Zudem bringt dort die Politik Wissenschaft und Öffentlichkeit bewusst zusammen. Da sitzen dann Wissenschaftler und Laien am Runden Tisch und diskutieren, welche Lösungen es geben kann.

Verbindlich sind diese Entscheidungen aber nicht für die Politik?

Nein, aber wenn Wissenschaft und Öffentlichkeit auf sehr breiter Ebene ins Gespräch kommen, hat das eine enorme aufklärerische Wirkung. Auch in den Köpfen der Wissenschaftler ändert sich etwas. Sie nehmen die Bevölkerung ernster. Dabei hilft natürlich auch das tiefer sitzende Gefühl für demokratische Umgangsformen in Großbritannien.

Wie kann so ein Dialog mit der Bevölkerung aussehen – was macht gute Wissenschaftskommunikation aus?

Das ist eine schwierige Frage. Zunächst sollte klar sein, was man damit erreichen will – Inhalte vermitteln, aufklären, Verhaltensänderungen erzeugen? Psychologen haben sich mit der Frage beschäftigt, wie man die Erkenntnisse der Klimaforschung so vermitteln kann, dass die Menschen ihr Verhalten ändern. Eine zentrale Erkenntnis: Kommunikation, mit der man etwas erreichen will, muss bei Problemen ansetzen, die die Leute haben. Der Nutzen von Wissenschaft sollte deutlich werden. Das heißt für den Wissenschaftler: Er muss versuchen, sich in die Lebenswirklichkeit der Menschen hineinzusetzen. Das hat dann oft nichts mehr mit der eigenen Forschung zu tun.



Peter Weingart, geboren 1941, Studium der Soziologie und Ökonomie in Freiburg, Berlin und Princeton. Seit 1973 Professor für Soziologie an der Universität Bielefeld, seit 1993 Direktors des dortigen Instituts für Wissenschafts- und Technikforschung, Mitglied der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (BBAW). Er war von September bis Februar 2008 Gast am WZB in der Forschungsgruppe „Wissenschaftspolitik“. Im Auftrag des Bundesministeriums für Bildung und Forschung hat er zusammen mit Petra Pansegrau, Simone Rödder und Miriam Voss die Studie „Vergleichende Analyse Wissenschaftskommunikation“ erstellt. [Foto: Universität Bielefeld]

weingart@uni-bielefeld.de

Was meinen Sie damit?

Wissenschaft ist oft unnahbar, sie ist für die meisten Menschen eine terra incognita. Viel zu wenige haben Einblick in das, was geschieht – und dabei sind wir alle von Wissenschaft betroffen, denn sie hat Einfluss auf unser tägliches Leben. Diese Kluft muss überwunden werden, durch Demystifizierung der Wissenschaft und durch ernsthafte Information. Der Dialog darf nicht über die Köpfe der Menschen hinweg geführt werden – ein Vortrag zum Beispiel muss von allen verstanden werden, nicht nur von denjenigen, die auf dem Podium sitzen.

Können die „Wissenschaftsjahre“ da nicht doch einen Beitrag leisten, haben Sie vielleicht positive Ansätze entdeckt?

Am positivsten fand ich, dass viele der beteiligten Wissenschaftler erkennen, wie wichtig es ist, an die Öffentlichkeit zu gehen. Die Forscher merken auch, dass sie „draußen“ oft nicht verstanden werden. Die „Wissenschaftsjahre“ bieten ihnen eine Gelegenheit, auf die eigene Rolle zu reflektieren. Üblicherweise wollen die meisten nicht gestört werden, empfinden die Auseinandersetzung mit einem Publikum als zeitraubende Nebentätigkeit, die sie vom Eigentlichen abhält. Auf der anderen Seite verstehen sich die Wissenschaftler als eine Interessengruppe, die dem Allgemeinwohl dient. Um diesen Anspruch zu legitimieren, bedarf es aber gerade eines ernsthaften Dialogs mit der Öffentlichkeit.

Die Fragen stellten Wiebke Peters und Claudia Roth.